Zeitschrift: Blätter für bernische Geschichte, Kunst und Altertumskunde

Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Bern

Band: 17 (1921)

Heft: 1-2: Festschrift zur 500jährigen Feier der Grundsteinlegung des Berner Münsters 1421/1921

Artikel: Die kirchliche un kulturelle Bedeutung des Münsterbaus in Bern

Autor: Hadorn, W.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-184611

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die kirchliche und kulturelle Bedeutung des Münsterbaus in Bern.

Eines der wichtigsten und bedeutendsten Ereignisse in der Geschichte der Stadt Bern im XV. Jahrhundert war die Inangriffnahme des Baus der St. Vinzenzenkirche im Jahre 1421, deren Grundstein vor 500 Jahren am 11. März gelegt wurde, ein Ereignis, das seiner Natur nach beschaffen war, das Innerste und Innerlichste der Gesinnung der Bürgerschaft dieser aufstrebenden hochgemuten Stadt in einem sichtbaren, für die Jahrhunderte berechneten Monument zu verkörpern. Dauerte der Bau einer Kirche von dieser Grösse auch weit über dieses Jahrhundert und weit über die Reformationszeit hinaus, indem er erst mit Ende des XVI. Jahrhunderts, mit Ausnahme des Turms, seinen Abschluss fand, so ist er doch vor allem ein Zeuge des Glaubens des Jahrhunderts, in welchem der Grundstein gelegt wurde. Dass die *Reformationszeit,* die für Kirchenbauten nicht besonders fruchtbar war und es ihrer Aufgabe wegen nicht sein konnte, dennoch die Weiterführung und Vollendung dieses angefangenen Bauwerkes als ein Vermächtnis übernahm, war selbstverständlich, und durch die gleichen Motive begründet, die schon zur Inangriffnahme des Baues geführt hatten.

Der Gedanke, an Stelle der bereits bestehenden St. Vinzenzenleutkirche eine grössere und würdigere Kirche zu erbauen, die dritte an dieser Stelle, war so kühn und so gross, dass man diesem Gedanken wohl einiges Nachdenken widmen darf. Die tiefen Empfindungen, die in einer Bürgerschaft einen solchen Gedanken reifen lassen, verstehen und nach-

empfinden, ist zur Würdigung dieses Ereignisses, für das eine bescheidene Gedenkfeier nach 500 Jahren durchaus am Platze wäre, mindestens ebenso wichtig, wie die Kenntnis der Baugeschichte und das kunsthistorische Verständnis der Einzelglieder und Teile wie des ganzen Baues, ist doch ein architektonisches Monument, wie es ein gotisches Münster ist, nicht nur der Zeuge eines gewissen in einer bestimmten Zeit herrschenden Baustiles, sondern ebensosehr und noch weit mehr ein Zeuge von tief seelischen Empfindungen, ja von religiösen Ueberzeugungen.

Dr. B. Haendke beginnt in der von ihm in Verbindung mit dem bauleitenden Architekten A. Müller herausgegebenen Festschrift „Das Münster in Bern“ den die Baugeschichte enthaltenden ersten Abschnitt mit der Erörterung der Frage, was wohl die Bürgerschaft Berns veranlasst habe, das Münster zu bauen. Diese Erörterung ist durchaus am Platz und die Antwort, die er gibt, im wesentlichen richtig. Immerhin empfiehlt es sich, sie im Zusammenhang mit der Kirchen- und Kulturgeschichte zu erweitern und auszuführen.

Eine gewisse äussere Baufälligkeit wird doch unstreitig vorgelegen haben. Die bestehende Leutkirche des heil. Vinzenz, angeblich 1232 erbaut, die zweite Kirche an gleicher Stätte, hatte durch das Erdbeben von 1356, welches auch das Basler Münster zum grossen Teil zum Einsturz gebracht hatte, ziemlich Schaden gelitten. Sie galt als baufällig, und das genügt bekanntlich, um den Gedanken an einen Neubau Wurzel fassen zu lassen. Die dringendsten Ausbesserungsarbeiten wird man aber vorgenommen haben, und was noch fehlte, hätte man leicht und mit geringen Opfern nachholen können. Die Baufälligkeit kann somit in der Tat nicht als das ausschlaggebende Motiv, sondern nur als ein Grund neben andern, wenn nicht gar nur als ein Vorwand, in Betracht kommen.

Daneben hiess es, die bestehende Kirche sei zu klein für die stets anwachsende Bevölkerung der Stadt. Ueber diese Begründung wird man sich in einer Zeit, wie es die unsre ist, nur wundern. Wir kennen die Dimensionen der damaligen Leutkirche. Sie hatte in unserm Münster reichlich Platz,

wurde doch das neue Münster rings um die alte Kirche und über die alte Kirche erbaut. Aber wir kennen auch die Bevölkerungszahl jener Zeit und sie betrug nach guter Schätzung (Haendke) nicht viel mehr als 4500 Seelen. Für diese Zahl, in der die Kinder mitgezählt sind, hätte die alte Kirche nach unsern Begriffen von Raumbedürfnis noch lange ausreichen können. Wir bauen Kirchen von 800—1000 Sitzplätzen für Quartiere von 20 000 Seelen und mehr. Schon diese Begründung des Bedürfnisses nach einer neuen grössern Kirche ist bei jener Zahl von 4500 Einwohnern und gemessen an unsern Gewohnheiten und Anschauungen erstaunlich und zum Nachdenken anregend, setzt sie doch eine ganz andere Auffassung voraus, die wir gar nicht mehr zu haben wagen, dass nämlich eine Kirche Raum bieten müsse für alle Bewohner einer Stadt. Bei dieser Auffassung aber ergibt es sich von selbst, dass das Anwachsen der Bevölkerung nicht nur mehr Kirchen, sondern auch grössere Kirchen verlangt. Nun hätte sich die Bürgerschaft der Stadt Bern ja auch damit begnügen können, dass im Laufe der Zeiten neben der Leutkirche noch andere Kirchen entstanden waren oder im Entstehen begriffen waren. Oben an der Herrengasse hatten die Franziskaner schon seit dem XIII. Jahrhundert eine Kirche; die Dominikaner-, heute Französische Kirche, wurde auch im XIII. Jahrhundert begonnen. Diese Kirche, deren ursprüngliche Länge um ein Joch über die Länge der heutigen Französischen Kirche hinausreicht, konnte allein über 1000 Personen fassen. Auf der *Nydegg* stand eine Kapelle. Dazu kommen noch die Kirchen der Klöster, so dass es an Kirchen nicht fehlte. Aber die Leutkirche war nun einmal die Hauptkirche der Stadt und sollte Raum bieten für alle ihre erwachsenen Bewohner, und zwar nicht nur für die Gegenwart und die nächste Zukunft, sondern für weite Zukunftsfernen. Das ist es, was uns heute mit Hochachtung und stolzer Bewunderung für jenes Geschlecht erfüllt, das den Grundstein des Münsters legte, weil es *ahnungsvoll von dem Glauben an die Zukunft der Stadt getragen* eine Kirche bauen wollte, die den spätesten Geschlechtern noch genügen könnte. Und dieser Glaube ist nicht zuschanden geworden! Freilich fand noch

ein anderer Glaube in dieser Tat seinen Ausdruck, dessen jene Zeit sich kaum bewusst war, worüber sie sich auch kaum Rechenschaft gab, der *Glaube* an *die Dauer der Religion.* Man kann wohl sagen, dass dieser Gedanke den Menschen des XV. Jahrhunderts zu selbstverständlich war, als dass sie davon überhaupt gesprochen oder darüber nachgedacht hätten. Aber gerade die Selbstverständlichkeit dieser Gewissheit, die keine Diskussion darüber zuliess, ist das Ueberwältigende daran. Keinen Menschen hat der Zweifel beschlichen, ob für spätere Zeiten und Geschlechter eine Kirche von dieser Grösse überflüssig werden könnte. So war der Bau eine Tat des Glaubens.

Um so seltsamer kontrastiert mit dieser Tatsache die Notiz des Chronisten Justinger, der von einer *Opposition* gegen den Bau des Münsters redet. Die Seele dieser Opposition war nach der Vermutung Haendkes und anderer aber niemand anders als die *kirchlichen Herren von Bern,* die *deutschen Ordensritter von Köniz,* denen im XIII. Jahrhundert vom Kaiser die kirchliche Versorgung der Stadt Bern übergeben worden war. Das spätere Verhalten dieses Ordens bestätigt diese Vermutung. Noch immer war nämlich Bern nicht zu einer völlig selbständigen Gemeinde erhoben worden, sondern war vom deutschen Orden abhängig, obschon 1276 eine Abtrennung von Köniz erfolgt war. Das Abhängigkeitsverhältnis der Gemeinde Bern vom deutschen Orden hat in dem Namen „Leutkirche“ seinen Ausdruck. Der deutsche Ritterorden von Köniz stellte die Priester für die Leutkirche von Bern, die deshalb den Namen „Leutpriester“ führten. Der bekannteste dieser Leutpriester ist Diebold Baselwind, der die Berner nach Laupen begleitet hatte. Es gehört aber nicht in den Rahmen dieser Betrachtung, die schweren Kämpfe zu schildern, die endlich mit der kirchlichen Verselbständigung der Gemeinde Bern durch die Gründung des *St. Vinzenzenstiftes* abgeschlossen werden konnten.

Mit Recht mochte nun der Orden fühlen, dass der von Rat und Burgerschaft ausgehende Plan, in Bern eine grosse Kirche zu bauen, mit seiner Spitze in letzter Linie gegen

den Orden und seine kirchliche Herrschaft in Bern gerichtet sein könnte, und dass diese Regung des Selbstbewusstseins nicht nur eine Aeusserung frommer kirchlicher Gesinnung im Geiste devoter Unterwerfung war, sondern ebensosehr eine *Aeusserung* der *Selbständigkeit* und *Freiheit.* Was im Grunde nichts anderes war als eine Bedrohung der uneingeschränkten Macht des Ordens, ein erstes Aufleuchten des staatlichen und bürgerlichen Willens zur Reformation. Indem die Initiative zu diesem Bau nicht vom Orden, sondern von der Bürgerschaft selbst ausging, und die Lasten dieses immensen Werkes von ihr willig übernommen wurden, musste sich auch der einfältigste Ordensbruder sagen, dass es einmal, grob ausgedrückt, heissen würde: wer zahlt, der befiehlt. Geradezu auffällig und sehr bezeichnend ist es, dass der deutsche Orden in der neuen Kirche keine besondere Kapelle und keinen Altar besass, auch keine Vergabungen an den Bau machte.

Auch ist es nicht zufällig, dass der Bau einer Kirche, die ein Münster oder ein Dom oder gar eine bischöfliche Kathedrale werden sollte — denn eine Zeitlang hoffte man in Bern sogar, zu einem Bistum gelangen zu können —, gerade in diese Zeit des beginnenden XV. Jahrhunderts fiel, das heisst in die Zeit der Erstarkung des städtischen Selbstbewusstseins und gleichzeitig des Niederganges der Macht des Reiches und des beginnenden Zusammenbruchs des mittelalterlichen Katholizismus. Einige Jahre zuvor hatte die Bürgerschaft der Stadt Bern den *Bau* eines *neuen Rathauses* an die Hand genommen. Auch in der Begründung dieses Baues trat dasselbe Selbstbewusstsein zutage. Bürgerschaft und Rat fanden, dass das alte Rathaus auf dem „Kilchhof“ zu klein, und „frömden lüten Herren und stetten da ze wartenne unkomlich were, darzu daz getöne von den gloggen und daz geschrey von der swely gar unlidlich were“. Das letztere war wohl auch nur ein Scheingrund. Immerhin, man darf nicht vergessen, dass damals viel geläutet worden ist, mehr als heute den Beamten des Stifts lieb wäre. Anders verhält es sich mit dem ersten Grund. Man fand, das alte Rathaus sei für eine Stadt von der Bedeutung Berns zu un-

scheinbar und zu klein, so dass man sich vor den Gesandten der fremden Städte und Fürsten schämte. Man wollte ein Rathaus haben, das der Würde der Stadt Bern entsprach. Auf derselben Linie des erwachenden Selbstbewusstseins der Stadt lag aber auch der Beweggrund, dem heil. Vinzenz, dem Patron der Stadt, eine würdigere Kirche zu bauen. Es galt nicht der Würde des Patrons, sondern der Würde der Stadt. Sie musste eine Kirche haben, die ihrer Bedeutung entsprach.

Natürlich wirkte, wie beim Bau des Rathauses, auch das *Vorbild* anderer *Städte* mit. Es war die Zeit, in welcher die Städte anfingen, selber Kirchen zu bauen. Früher bauten die Kirchenpatrone, resp. die Grundherren und die Klöster Kirchen. Gelegentlich machten wohl auch Fürstenhäuser und einzelne Fürsten und Herren fromme Stiftungen. Aber die Ausführung der Bauten lag im Frühmittelalter im wesentlichen in der Hand der Kirche und die Klöster stellten oft auch die Bauleute. Im XII. Jahrh. beginnt der allmähliche Uebergang der Kirchenbauten an weltliche Baumeister, die sich im XIII. Jahrh. zu Bauhütten und Zünften zusammenschlossen, auch für kirchliche Bauten (vgl. v. Rodt: Beitrag zur Gesellschaft z. Affen, Bern. Taschenb. 1919). Das hing mit der kulturellen und kirchlichen Entwicklung im ausgehenden Mittelalter zusammen. Die Macht der Kirche war infolge der Verweltlichung des Klerus und der Sittenlosigkeit der Klöster, wie der weltlichen Politik der Päpste unstreitig erschüttert. Mit dem Sinken des Ansehens des Kaisers und der Macht des Reiches begann für die städtischen Gemeinwesen eine Zeit des Aufschwunges, in der sie sich immer grössere Freiheiten zu erwerben wussten. Handel und Gewerbe blühten und das Selbstbewusstsein der Städte erstarkte. Es fand seinen Ausdruck in grossen Bauten, wie ja von jeher, schon seit dem Turmbau von Babel, menschliches Selbstbewusstsein, vor allem das völkische und das kommunale, sich in der Errichtung von Monumenten einen adäquaten Ausdruck sucht. Das nahe *Freiburg* im Uechtland, Zähringerstadt wie Bern, hatte schon in den ersten Dezennien des XIV. Jahrhunderts mit dem Bau seiner herrlichen spätgotischen Stiftskirche, die dem heiligen Nikolaus geweiht

war, begonnen. In *Basel* hatte man nach dem Erdbeben von 1356 den Münsterbau erneuert, und im XV. Jahrhundert gab es wohl kaum eine grössere Stadt, die nicht mit dem Bau einer gotischen Kirche beschäftigt gewesen wäre. In *Strassburg* ging das herrliche Münster seiner Vollendung entgegen, in *Ulm* und *Esslingen* wurden von den Städten neue Kirchen erbaut. Und da hätte Bern zurückbleiben und sich mit seiner alten Leutkirche begnügen sollen! An allen diesen Orten war es die Bürgerschaft, die aus eigner Kraft und eigenem Vermögen diese Unternehmungen an die Hand genommen hatte. Berns Bürgerschaft fühlte sich nicht weniger stark und stolz, sich selbst ein solches Ehrendenkmal zu setzen. Das war es, was die bisherigen Besitzer und Herren der Kirche misstrauisch und ängstlich machte. Sie mussten sich sagen: jetzt baut die Bürgerschaft die Kirchen, bald wird sie die Hand über die Kirche schlagen und selbst Herr und Meister sein wollen in den Gotteshäusern. Und darin sollten sie sich nicht getäuscht haben. Darum gehörten, so seltsam es klingen mag, diese Kirchenbauten, gehört der Bau des dem heil. Vinzenz geweihten Münsters in die Linie *vorreformatorischer Bestrebungen,* als ein erstes Symptom der kommenden Säkularisation der Kirche. Es ist auch nicht ein zufälliges Zusammentreffen, dass gerade das Fortschreiten des Münsterbaus mit all seinen kaum vorstellbaren Schwierigkeiten die weltliche Regierung der Stadt förmlich nötigte, um seine Weiterführung sicherzustellen, durch einen Gewaltakt das kirchliche Abhängigkeitsverhältnis zum deutschen Ritterhaus in Köniz zu lösen. Müde des heimlichen Widerstandes des Ordens gegen den Bau, vor allem aber auch des Unvermögens, seine Aufgabe zu erfüllen, ergrimmt über die Unfähigkeit der Kirche, sich selbst zu leiten und dem Volke zu dienen, ahnend, dass die Zeit der kirchlichen Alleinherrschaft zu Ende sei, nahm Bern dem Orden die Herrschaft über die Leutkirche weg und errichtete im Jahre 1484/85 ein eigenes St. Vinzenzenstift, welches direkt unter dem Rate stand, bestätigt durch ein Breve des Papstes Innozenz VIII. vom 19. Oktober 1474.

Die Unfähigkeit des Ordens kam den geheimen Absichten

der Stadt Bern entgegen, denn man wollte sein eigener Herr sein im Hause und keine fremden Herren über sich dulden, auch nicht die besten Chorherrenpfründen in den Händen von Schwaben resp. Deutschen sehen, sondern Bernerburger und Mitglieder der regierenden Familien damit betrauen.

Die Stadt Bern erlangte durch die Errichtung dieses Stiftes ein kirchliches Zentrum, den Keim der spätern Landeskirche. Die reformatorische Bedeutung dieses Aktes staatsmännischer Kirchenpolitik lag darin, dass, nachdem, wie Anshelm andeutet, die Stadt Bern sich lange umsonst bemüht hatte, die Priesterschaft ihrer neuen kostbaren Kirche zu bessern, sich entschloss, statt des deutschen Ordens „ein *weltlich* Chorherrentum“ zu errichten. Man beachte den feinen Gegensatz zwischen der neuen kostbaren Kirche und der — unfähigen Priesterschaft.

Es ging, wie Anshelm erzählt, bei dieser Ablösung höchst aufregend zu. Der Bischof Benedikt von Montferrand von Lausanne kam selbst nach Bern, um den neuen Probst zu weihen und in sein Amt einzusetzen, worauf ihm ein Bankett gegeben wurde. Der deutsche Ordensbruder Johannn Steinemann verliess aber seinen Platz unter Protest und mit dem bezeichnenden Ausruf: nu woluf in aller tüflen namen!, was eine alte Witwe zu der Prophezeihung veranlasste, die in der Abenddämmerung und zur Zeit einer Sonnenfinsternis eingezogenen Herren würden die Kirche binnen kurzem im Dunkel wieder verlassen müssen. Einige der alten Herren mussten mit Gewalt von den Altären weggerissen werden, nachdem ihnen, als sie zum Trotz noch die Messe lasen, die neuen Chorherren die Messbücher zugeschlagen hatten. Es ging auch nicht allzulange, dass die Prophezeiung in Erfüllung ging. Im Jahre 1528 hielt *Zwingli* seine berühmte Predigt im Münster, in der er der zerschlagenen Götzen gedenkt, und die soviel dazu beigetragen hat, der Bürgerschaft das Wesen der neuen Lehre vertrauter zu machen.

Damals, als der Grundstein des Münsters gelegt wurde, stand freilich die Treue und die Anhänglichkeit von Rat und Bürgerschaft gegenüber der Religion der Kirche nicht im geringsten in Frage. Der Glaube an das katholische Dogma und das Ver-

trauen zu dem obersten Haupt der Kirche war nicht erschüttert, sondern stand felsenfest. Ebensosehr, wie der Bau des Münsters ein Ehrendenkmal und Wahrzeichen der Stadt sein sollte, sollte er doch ein *Denkmal echter Frömmigkeit* sein. Natürlich im katholischen Sinne, — eine andere kannte man ja nicht. Die Kirche, die man bauen wollte, sollte zur Ehre Gottes, der Maria und der lieben Heiligen erbaut werden. Als man mit dem Bau begann, wurde das fromme Wort ausgesprochen: „Maria, hilf dir selbst zu dinem Buw". Und nicht zum wenigsten sollte diese Kirche zu Ehren der Himmelskönigin erbaut werden. Noch heute zeugen die Fenster im Chor, besonders das Fenster der Hostienmühle, zur Verherrlichung der Transsubstantiationslehre, die Schlusssteine im Chor und die Darstellung des Jüngsten Gerichts von der Ueberzeugungstreue der Stadt gegenüber dem katholischen Glauben. Noch im Jahre 1517, als der Chor mit seinen Schlusssteinen fertig war, dachte kein Mensch an eine Reformation. Was wir oben über die Stimmung der Bürgerschaft und über die beginnenden Gegensätze zu der kirchlichen Hierarchie gesagt haben, lag wohl mehr im Unterbewusstsein der unmittelbar Beteiligten. Für die grosse Masse des Volkes aber war die religiöse Stimmung allein massgebend. In dieser religiösen Stimmung, oder sagen wir es deutlicher, in dem frommen Bewusstsein, mit diesem Bau ein Werk zur Ehre Gottes und der Heiligen zu vollbringen, lag auch die Kraft, die dieses Werk ausgeführt hat. Fromme freie Stiftungen von Korporationen und von Einzelnen brachten die Mittel für dieses gewaltige Unternehmen auf. Wenn man die Kosten überschlägt und berechnet, die ein derartiger Bau auch damals zu stehen kam, muss man sich nur wundern, dass ein Gemeinwesen von einigen tausend Bürgern sich die Kraft zutraute, ihn in Angriff zu nehmen. Das, trotzdem sich der Bau, wie man wohl wusste, auf Jahrhunderte erstreckte. Jedenfalls ist das eine sicher, dass heutzutage nicht leicht eine Stadt, deren Bürgerschaft das Zehn- und Zwanzigfache beträgt, den Bau eines gotischen Münsters von diesen Dimensionen wagen würde. Man brächte die Mittel nicht auf, vielleicht deshalb, weil man den Glauben dazu nicht aufbrächte,

oder — weil Nützlichkeitserwägungen eine andere Verwendung so grosser Mittel gebieten würden. Aber wie dem auch sei, wie man sich heute zu dieser Frage grosser Kirchenbauten stellen mag, ein Wahrzeichen und Ehrendenkmal des Glaubens und der Frömmigkeit jener Zeit ist das Münster trotzdem. Dass es später Stockungen gab, weil die Mittel nicht mehr flossen, wer will sich darüber aufhalten? Und dass zur Weiterführung des Baues gerade zu dem für unser Empfinden anstössigsten Mittel, der Ausschreibung von *Ablässen,* geschritten werden musste, wird man jener Zeit am wenigsten übelnehmen. Ist doch der Ablass eine der finanziellen Hauptquellen der Kirchenbauten gewesen. Es ist aber auch eine der vielen Ironien der Geschichte, dass der letzte und berüchtigtste Ablass in bernischen Landen, dessen Proklamation und Vertrieb auch die Hallen des Münsters entweihte — Samsons im Jahre 1518 —, mit dem Jetzerhandel dazu dienen musste, die Bürgerschaft der Stadt für die Reformation reif und geneigt zu machen. Aber eben weil es eine echte fromme Gesinnung war, in der der Bau unternommen wurde, so musste auch früher oder später diese Frömmigkeit in einen bewussten Gegensatz zu der verweltlichten und verdorbenen kirchlichen Hierarchie treten.

Es sei uns endlich gestattet, noch darauf hinzuweisen, dass der *Baustil,* in welchem das Münster erbaut wurde, auch seinerseits nur als eine Symbolisierung höchster religiöser Gefühle verständlich ist. Freilich scheidet bei dieser Erwägung und Betrachtungsweise das einzelne Gemeinwesen, das einen Bau beschliesst, und selbst der einzelne Künstler und Baumeister, der an dem Bau arbeitet, als selbständig bestimmender Faktor aus, indem der herrschende Stil schon da ist, dem sich der Einzelne einfach unterzieht, den er akzeptiert, weil es kein anderes Bauen gibt. Vielmehr ist es das Ganze der Zeit und der Geschlechter, welches sich gleichsam seinen Stil gestaltet und, dem Einzelnen unbewusst, sein Fühlen und Empfinden, sein Wollen und Sehnen in dem Stil ausdrückt. Das Berner Münster ist aber nicht nur ein Wahrzeichen Berns, sondern ebensosehr ein *Denkmal des gotischen Stils,* „eine der letzten grossen Unternehmungen gotischen Stiles,

welche kirchliche Begeisterung des Mittelalters bervorbrachte“ (v. Rodt).

Es ist nicht jedem gegeben, in der Geschichte der Architektur, auch der kirchlichen Architektur, zu lesen und die religiösen Triebkräfte zu verstehen, welche bewusst und unbewusst mitgeholfen haben, den Stil nicht nur zu beeinflussen, sondern ihn geradezu zu schaffen. Künstler, welche mit ihrem Werke Gott dienen wollten, ihm zur Ehre und den Menschen zur Freude, waren sich wohl bewusst, dass ihr Werk ein Hilfswerk sei, ein „Dienst“, der niemals das Wesentlichere und Wichtigere, die Anbetung Gottes in Geist und Wahrheit, ersetzen konnte. Aber sie waren sich doch auch klar, dass die architektonischen Mittel, wie die Mittel der Zeichnung und der Farbe, religiös wirken können, indem sie zum Geiste reden, und in uns ein Gefühl der Sehnsucht nach Gott, das Bedürfnis der Anbetung und der Dankbarkeit, Empfindung der Feierlichkeit und der Majestät eines Heiligtums hervorrufen und stärken können. Dadurch, dass sie es verstanden, den architektonischen Formen und sogar dem Material, das sie verwendeten, diesen Geist einzuhauchen, „den Stein zu entmaterialisieren“ (Woringer, Formprobleme der Gotik, Seite 69), und Wahrheiten hineinzubauen, weckten sie in den von ihnen erbauten Gotteshäusern eine echte religiöse Stimmung, die das untrügliche Kennzeichen echter und wahrer Kunst ist, von der das Wort auch gilt: der Geist ist es, der da lebendig macht, das Fleisch, resp. der Stein, ist nichts nütze.

Es würde zu weit führen, den Nachweis für die ganze Geschichte der Baustile zu leisten, müsste man doch schon bei den vorchristlichen Stilen einsetzen, in denen gleichsam zerstreute Funken des Lichtes die kommende Herrlichkeit ahnen lassen. Dagegen ist bei dem romanischen Baustil einzusetzen, der die Vorstufe der Gotik ist, bei dem wir bereits eine Kreuzung der Einflüsse vor uns haben, die dann den gotischen Stil zur höchsten Blüte der nordischen Kunst werden liessen, als Produkt der Verschmelzung von germanischer Urkraft und Frömmigkeit einerseits und altrömisch-klassischer Schulung andrerseits. Durch die Mischung dieser

beiden Elemente lernten die nordischen Völker die Meisterschaft, ihre tiefen religiösen Gefühle in künstlerischer Form zum Ausdruck zu bringen. „Mit der Schöpfung des gotischen Stiles war einer der feierlichsten und herrlichsten Momente in der Geschichte der Architektur, ja der Menschheit überhaupt erreicht. Hier erkennt man, was die Baukunst unter dem Einfluss des Christentums und einer Idee zu leisten vermag, die begeistern kann.“ (Geymüller.) Selbst an einem spätgotischen Münster, dessen Stil den Höhepunkt bereits überschritten hat, vermag man noch zu ahnen, welch ein Wunder der Bau und die Konstruktion einer gotischen Kathedrale darstellt. In ihr ist alles verklärt und vergeistigt. Die Schwere des Steins scheint überwunden dadurch, dass die Höhe kein Hindernis mehr bedeutet. Die grossen Mauermassen, welche in den romanischen Kirchen die Gewölbe tragen müssen, sind durch wuchtige Fenster durchbrochen, in spätgotischen Kirchen besonders breit — man vergleiche die schmalen Chorfenster der Französischen Kirche mit den breiten Fenstern des Münsters. Durch sie flutet nun das Licht in den Raum hinein, das Licht, das das Ende des dunkeln Mittelalters ankündigt, auch wenn noch das Bedürfnis vorhanden ist, dieses Licht durch das farbige Glas zu brechen und jenes zaubervolle stimmungsvolle Helldunkel zu erzeugen, das uns im Chor unseres Münsters weihevoll umgibt. Alles Gewicht der obern Teile ruht auf den gewaltigen massiven Pfeilern, und der nach den Seiten wirkende Druck des Hochschiffes und seiner Gewölbe, unter dem die Wände eigentlich auseinanderbersten müssten, wird ausserhalb der Kirche durch die Strebebögen auf die wuchtigen Strebepfeiler übergeleitet. Zugleich bilden sie im Innern die Scheidewände zwischen den Kapellen, die auf der Nord- und Südseite des Münsters die Seitenschiffe flankieren. Dass auch die vielen Türmchen mit ihren Fialen dazu dienen müssen, die Widerstandskraft dieser Strebepfeiler zu verstärken, ahnt man nicht, so sehr scheinen sie nur Schmuck und Zierde zu sein, scheinen sie nur um der Idee allein da zu sein, das Dach über den Seitenschiffen in einen versteinerten Wald aufzulösen, gleich dem Blätterdach einer Allee, jede Fiale

ein Zweig mit Knospen und Blättern, aus welchem Wald dann der eine Turm gleich einer schlanken Pappel emporwächst. Man hat von der Gotik gesagt, dass sie die „Symbolisierung der Natur“ bedeute. Die Pfeiler gleichen den Baumstämmen, die auseinandergehenden Bögen und Rippen den Aesten, die Gewölbekappen mit ihren Arabesken dem Laube der Baumkronen, das Masswerk der Fenster und der Wandverzierungen gepressten Pflanzen, die Pfosten, welche die Fensteröffnungen teilen, gleichen dem Stengel, das Masswerk in den spitzbogigen Füllungen den Zweigen und Blättern. Der Schmuck selbst, Blätter, Blumen, Knospen, Kränze, bis zur Kreuzblume, ist ja nichts anderes als versteinerte Natur, oder in lebendige Natur aufgelöster, belebter, verklärter Stein. Der Stoff ist vom Geist durchhaucht und verklärt. Dass die Spätgotik diese treibende Idee verstanden hat, beweisen die gekrümmten Fialen. Man schaue sich nur den Schmuck der Schultheissentüre an mit ihren zarten Fialen, die der Künstler wie geschmeidige Zweige gebogen und gewunden hat, als wären sie ein lebendiges Geäste, und nicht spröder Stein.

Und doch ist die Symbolisierung der Natur nicht das treibende Motiv der Gotik gewesen. Es liegt ihr eine tiefere Idee zugrunde, die Idee der *Sehnsucht nach oben.* Es ist die *Vertikalrichtung,* die als Symbolisierung des höchsten religiösen Gefühls schlechthin unüberbietbar ist, und die schliesslich in der Spätgotik, so auch bei unserm Münster, zum Verzicht auf die vielen Türme und zur Konzentration aller Kraft auf die Ausgestaltung und Ausschmückung des *einen* Turmes geführt hat. In der Gotik strebt alles nach oben, während im romanischen Stil die Horizontallinie vorherrscht, und auch die Bögen als Rundbogen wieder der Erde zustreben. Diese Rückkehr der Linie nach unten ist in der Gotik überwunden. Der Spitzbogen, der an die Stelle der Rundbogen tritt, besteht aus zwei Bögen, die gegeneinander zustreben und sich in einem Winkel schneiden. Damit ist die Idee des christlichen Glaubens, die Sehnsucht nach oben, erreicht. Die hohen Fenster, die Joche mit den Spitzbogen, die Strebepfeiler, die Strebebogen, die Türme mit den spitzen

Helmen, die Wimperge, die Portale, die Galerien des Hochschiffes, die Fialen, und nicht zuletzt die hohen Gewölbe im Innern, sie zwingen den Blick des Beschauers förmlich nach oben. Jeder Dienst im Innern erreicht die ganze Höhe. Die Kapitäle, die den Pfeiler da abschlossen, wo der Arkadenbogen einsetzt, sind preisgegeben, damit die nach oben strebende Linie nicht unterbrochen wird, der Blick nicht unterwegs stille steht. „Eine Bewegung von übermenschlicher Wucht reisst uns mit sich fort in den Rausch eines unendlichen Wollens und Begehrens hinein; wir verlieren das Gefühl unsrer irdischen Gebundenheit, wir gehen auf in einer alles Endlichkeitsbewusstsein auslöschende Unendlichkeitsbewegung". (Woringer, ibid. 71.) Freilich ist der Bogen in der Spätgotik gelegentlich eingedrückt, aber die Grundidee ist nicht aufgegeben. Wie so ganz anders stellt sich der Gotik gegenüber der *Barockstil* dar, der sich wie kein zweiter dazu eignete, das stolze, sich selbst genügende Wesen des Katholizismus der Gegenreformation zu verkörpern!

Ein französischer Forscher hat die Behauptung aufgestellt, dass der gotische Stil von der kalten Vernunft und Logik einer raffinierten Berechnung beherrscht sei. In der Tat, es brauchte für eine gotische Kirche ganz tüchtige Architekten und Konstruktoren. Auch unser Münster hat es erfahren müssen, was es heisst, zu schwache Fundamente zu haben, und dazu einen Baumeister zu haben, der wohl ein Bildhauer, aber kein Architekt war. Dennoch ist, wie Geymüller betont, die Gotik nichts weniger als das Produkt von Vernunft und Logik, denn kein Baustil passt, um nur dieses eine anzudeuten, weniger in unser Klima als die Gotik, sind doch alle die feinen Details des zergliederten Baues schutzlos den zerstörenden Einflüssen von Wind, Regen, Schnee und Frost preisgegeben, so dass es des dauerhaftesten und härtesten Materials bedurft hätte, um den Bau sicherzustellen, und gerade das fehlte in den meisten Fällen. Die Kreuzblumen, die Krabben und Knospen verwittern und fallen ab, und wenige gotische Münster gibt es, deren Geschichte nicht eine wahre Leidensgeschichte gewesen wäre. Aber was tut's! Die spätern Geschlechter wissen das Erbe

einer grossen Zeit zu schätzen und zu bewahren, wie es auch Bern sich zur Ehre gemacht hat, auf die Feier der Gründung der Stadt im Jahre 1891 das unvollendete Bauwerk zu vollenden und durch verständige Restauration zu erhalten, damit das Münster bleibe, was es sein und werden sollte bei seiner Gründung: Wahrzeichen und Denkmal eines zukunftsgewissen frommen und gläubigen Geschlechts, und Symbol des höchsten Gefühls, dessen die Menschheit fähig ist, der Sehnsucht nach Gott.

W. Hadorn.

Nachrichten zum Münsterbau bis zur Grundsteinlegung.

Am St. Vinzenzenabend des Jahres 1420 fassten unter dem Vorsitz des Schultheissen Rudolf Hofmeister Räte, Venner, Heimlicher und die Zweihundert von Bern den Beschluss, alle vergangenen und grossen Sachen der Stadt in eine Stadtchronik zusammentragen zu lassen. Im nämlichen Jahr, man kennt das genauere Datum nicht, erfolgte jener andere Beschluss, dem heiligen Hausherrn St. Vincencius ein neues Münster zu bauen. So hat im selben Jahr eine selbstbewusste Burgerschaft von Bern den Grund gelegt zu zwei Denkmälern bernischer Tatkraft und Opferwilligkeit, welche die Jahrhunderte überdauern. Die Berichte Konrad Justingers, welchem die Bearbeitung der Stadtchronik übertragen wurde, geben uns Kunde von den beiden Beschlüssen. Sie bilden Anfang und Ende seines Werkes.

Man könnte eine Münsterfestschrift kaum besser einleiten als mit Justingers ansprechender Erzählung von der Grundsteinlegung. Doch mögen noch einige Nachrichten über die Vorgeschichte des neuen Münsterbaues vorausgehen.

Am 24. Mai 1418 ritt Papst Martin V. auf seiner Rückreise vom Konzil zu Konstanz mit grossem Gefolge in Bern ein.